

(Nachdruck verboten.)

4) Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

3. Kapitel.

Frau Witte betrat ihre Wohnung durch die Küche, die nur ein Oberlicht über der Eingangstür hatte, und begab sich in die daran anschließende Stube zur Rechten, ihr und ihres Mannes Schlafzimmer. Hier gingen die Fenster nach dem offenen Gange. Während das große Wohnzimmer, geradeaus von der Küche, nach Süden lag und vom Sonnenlicht überflutet war, war es hier an der Nordseite lustig und kühl. Sie öffnete das Fenster, in dem zwei dürftige Köstlein standen, ein Geburtstagsgeschenk ihrer Kinder, und ließ sich auf einen Stuhl nieder.

Seit dem frühen Morgen hatte sie, ohne aufzusehen, gearbeitet, um die Kleider für ihre Kinder fertig zu bringen.

Sie hatte noch nichts zu Mittag gegessen, sie war hungrig und müde. Sie stützte den Kopf in die Hand und senkte die Lider, einen Augenblick sich ihrer Erschöpfung hingebend.

Da näherten sich Schritte dem Fenster.

„Was willst Du?“ fragte sie aufblickend. Es war Fritz Hofer, der vom Gange aus durchs Fenster sah.

„Ich wollte nur fragen, ob Sie nichts brauchen?“ fragte der Jüngling in respektvollem Ton. „Ich glaube, Sie haben kein Holz heroben, ich will eins bringen und Feuer machen, wenn's Ihnen recht ist.“

„Das kannst Du thun und noch etwas —“ sie gab einen weiteren Auftrag, er nickte und verschwand.

Sie blieb auf ihrem Stuhl regungslos sitzen.

Es dauerte nicht lange, so war Fritz zurück und machte sich in der Küche zu schaffen.

„Soll ich Wasser aufstellen?“ fragte er.

„Ja, bitte, ich will mir doch frischen Kaffee machen.“

Sie wollte aufstehen, er wirkte ihr mit der Hand, zu bleiben.

„Bleiben Sie nur sitzen, Frau Witte, ich bring' die Kaffeebüchse, Sie können herausgeben.“

Sie lächelte ihm zu und lehnte sich wieder zurück. Sie empfand es in diesem Augenblick als eine Wohlthat, unthätig bleiben zu dürfen, während ein anderer sich für sie mühte.

Fritz schien mit allem hier wohl vertraut zu sein. Er hatte die Mühle vom Brett genommen und begann den Kaffee zu mahlen und aufzugießen; daneben stellte er die Milch auf und paßte den richtigen Moment ab, um sie vom Feuer zu nehmen. Er machte das alles flink und geschickt und brachte den Kaffee mit den Bröckchen, die er mitgebracht, und was noch dazu gehörte, auf einem Brett herein und stellte es auf den Tisch vor sie hin.

„Adieu,“ sagte er dann und wollte rasch aus der Thür.

„Bleib, Fritzel,“ es klang lieb und vertraulich, „bring' noch eine Tasse, Du sollst mit mir Kaffee trinken.“

Er wurde rot. Ihre Einladung setzte ihn in Verlegenheit. Diese gute Frau konnte sich nichts allein vergönnen, aber er wollte nicht so unanständig sein, gute Sachen ihr wegzuessen.

„Danke,“ sagte er ablehnend.

„Hast Du was vor?“

„Nein, aber ich bin nicht hungrig, gewiß nicht.“

Sie lachte laut auf. „Ach, Du komischer Mensch, wenn man jemand einladet, geschieht es nicht nur des — Essens wegen, sondern wegen der Gesellschaft.“ Sie neigte voll guter Laune den Kopf.

„Das ist eine Ehre, und die muß man zu schätzen wissen, man nimmt sie an, verstehst Du, und bei einer so feierlichen Gelegenheit schon gar . . . heute ist mein Geburtstag.“

„Ach!“ Er stammelte einen Glückwunsch. Sie unterbrach ihn und sagte herzlich.

„Ich weiß schon, Fritzel, daß Du mir alles Gute wünschst, aber ich habe Hunger, set' Dich lieber.“ Er gehorchte.

Sie legte die feinen Bröckchen aus, gab Zucker in die Tassen und schenkte ein.

Er, die plumpen Schlofferhände gegen die spitzen Knie gestemmt, sah ruhig zu, ihre Hände betrachtend. Sie waren blaß, mager und abgeradert; solche hatte er viele in seinem

Leben gesehen, aber keine, die dabei so schmal und fein waren, und jede Bewegung so schön und sicher vollführten.

Er wartete höflich, wie sich's für einen Gehilfen schickt, bis Frau Witte den ersten Schluck gethan, aber dann brockte er ordentlich ein. Frau Witte schlürfte den aromatischen Trank mit Behagen, er belebte sie zusehends, der Kaffee war aber auch ausgezeichnet gemacht, die Sahne so gut, die Bröckchen so fein — es war ein richtiger Festschmaus für beide.

Fritz erhielt noch eine zweite Tasse. Als er sie ausgetrunken, fragte er plötzlich: „Warum sind Sie nicht mitgegangen, Frau Witte?“

„Weil ich schon zum alten Eisen gehöre,“ sagte sie lächelnd. „Der Vater und die Mädels sind flink, die laufen bergauf, bergab, ich hab' keinen Atem mehr, ich keuche, muß immer stehen bleiben, dann müssen sie auf mich warten, das ist für die Kinder kein Vergnügen.“

„Und denen ihr Vergnügen ist immer die Hauptsach,“ grollte er innerlich, aber er schwieg.

Sie erriet ihn. „Kinder wollen sich ihre Freude nicht vertümmern lassen,“ sagte sie, ihn belehrend. „Unsre Kinder kommen ohnedies so selten aufs Land. Da hatte ich es besser. Ach, was habe ich doch für eine schöne und frohe Kinderzeit gehabt!“

Gesprächig und aufgeräumt begann sie ihm davon zu erzählen. Ihr Vater war Förster, sie lebte auf dem Lande und konnte sich in Wald und Wiese herumtreiben, bis in die sinkende Nacht hinein. Wie toll hatte sie sich mit ihren Gespielen herumgejagt, sie konnte der Freude schier nicht genug haben.

Er hörte zu, als erzähle man ihm ein Märchen.

Was wußte auch er von fröhlicher Kinderfreude, die willig vergönnt und selig genossen wurde.

Er war der flüchtigsten Verbindung entsprossen und hatte seinen Vater niemals gekannt.

Seine Mutter sah er nur zweimal im Jahre; sie besuchte ihn dann für einige Tage. Sie war Köchin bei einer Herrschaft und im Dienst festgehalten.

Sie weinte, so oft sie ihn sah, und er hörte, wie sie den Pflegeeltern gegenüber jammerte, was er sie koste und daß er ihr Unglück sei fürs ganze Leben.

Das machte dem Buben das Herz schwer und erfüllte ihn vor ihr mit scheinbarer Bangigkeit, so daß sie gegenseitig keine Freude aneinander hatten.

Nach dem Tode der Mutter war ihm vom Gericht aus ein Vormund bestellt worden. Der hatte sich auch nicht viel um ihn gekümmert, aber es doch ermöglicht, daß er noch weiter in die Schule geschickt wurde. Der Knabe zeigte Verneifer, er hatte ein gutes Gedächtnis, eine rasche Auffassung und kam trotzdem nicht aus den Strafen heraus.

Zu Hause gönnte man ihm weder Zeit noch Ruhe zum Lernen, weder einen Tisch, noch ein Licht, weder ein Heft noch Tinte. Wie oft hatte er seine Aufgaben auf einen Felsen Papier mit verdünnter Stiefelwichse geschrieben; die Note, die er erhielt, war der Leistung entsprechend.

Brachte er einmal ein Buch aus der Schülerbibliothek nach Hause, fuhr ihm wieder der Kostwäter an den Schopf und nahm es ihm weg.

Der Mann war ein schlesischer Handweber und der Knabe sollte beim Spulen ihm helfen. Er arbeitete oft bis in die Nacht hinein, damit verdiente er sich das Essen. In schrecklicher Armut, unter harten Entbehrungen war er vierzehn Jahre alt geworden und zu Meister Schönbrunner in die Lehre gekommen, um bei ihm das Marthrium eines Lehrjungen auf sich zu nehmen. Zur selben Zeit waren Wittes in das Haus gezogen. Der magere, verwahrloste Knabe mit den treuherzigen Augen war ihnen aufgefallen. Frau Witte bedachte den immer Hungrigen mit Butterbrot und richtete die alten Gosen ihres Mannes für ihn her, um seine Blöße zu bedecken. Die Kinder waren von dieser Mildthätigkeit ganz entzückt und hätten gern noch mehr für den „armen Buben“ gethan. Gusti besonders hielt zu ihm. Seit sie an einem Sonntag mit ihm auf dem Wall herumgetollt, bestürmte sie die Eltern, ihn doch an Sohnes Statt anzunehmen. Es war doch zu dumm, daß sie keinen Bruder hatten; sie hätte so gern einen gehabt, es wäre viel lustiger noch.

Wittes hatten es bald erfahren, daß Herr Schönbrunner

es nicht wünschte, daß man sich in seinem Hause um die Lehrlinge kümmerte, die er als sein Eigentum ansah, und Papa Witte fand es nun auch an der Zeit, dem Spaß ein Ende zu machen.

Da seine Frau die Standesunterschiede so wenig betonte, übernahm er es selbst, seine Mädchen darüber aufzuklären. Sie durften sich nichts vergeben. Diese Unterschiede wurden indes von selbst immer größer. Der Bursche kam jetzt zum Feuer und hatte tüchtig zu arbeiten. Der lange Bengel wurde so edig und häßlich, sah immer so schwarz und verrußt aus, daß die beiden Fräulein über ihn lachten, so oft sie ihn sahen.

So setzte denn nur die Mama „das Verhältnis“ mit dem Lehrbuben fort, wie Witte behauptete, um sie zu necken. Sie ließ sich in ihrer mütterlichen Zuneigung dadurch nicht beirren. Sie glaubte zu wissen, was sie dem armen, verlassenen Knaben damit gab, den noch nie jemand lieb gehabt, und wußte die Bedeutung ihres Thuns doch nicht ganz zu ermaßen.

Als sie ihm jetzt von der glücklichen Zeit sprach, die so weit zurücklag, röteten sich ihre Wangen und es war der Herzenston tiefinnerster Ueberzeugung, als sie ausrief: „Eine so freie sorglose Jugend, wie ich sie gehabt habe, mein lieber Fritz, möchte ich allen Kindern wünschen, das bleibt ein Gewinn fürs ganze Leben.“

Sie lehnte sich in den Stuhl zurück und schloß die Augen.

Fritz hatte ihr mit wachsendem Interesse zugehört und lauschte noch immer, nachdem sie bereits geendet.

„So gut hatten sie es daheim?“ bemerkte er leise. „Sie haben nie Hunger gelitten? Wie glücklich sind Sie gewesen! Und doch haben Sie geheiratet. Haben Sie's nie bereut?“

Welch' indiscrete Frage, aber so unbefangenen gestellt, als wäre sie die natürlichste von der Welt, und sie wurde ebenso natürlich beantwortet: „Bereut? Ich hab' einen braven Mann bekommen und schöne, gesunde Kinder. Das ist für eine Frau doch das Höchste, das sie erreichen kann. Für meinen Mann wär's allerdings besser gewesen, wenn er mich nicht geheiratet hätte.“

„Besser? Das möcht' ich wissen,“ fuhr Fritz fast barsch heraus.

„Er wäre dann gewiß ein großer Künstler geworden,“ fuhr sie fort, und als sie seiner absprechenden Miene begegnete, schien es sie zu befriedigen, ihm zu erzählen, wie eigenartig veranlagt er war. Sein Vater, obwohl selbst Kunstmaler und Professor, wollte ihn doch nach Rom und Paris schicken, um sein Talent zu entwickeln, aber als er sie kennen lernte, hatte sein Leben eine andre Richtung genommen. Er verschob die Abreise, weil er immer um sie sein wollte. Er wollte zuerst heiraten und dann mit ihr in die Welt gehen.

Der Vater hatte eingewilligt und versprochen, für die Existenz des jungen Paares vorläufig zu sorgen. Er verdiente damals viel Geld und er war so gut. Aber er starb plötzlich an einer Lungenentzündung, ohne Vermögen zu hinterlassen, und das war vernichtend für seinen Sohn gewesen.

Er hatte ihr sein Wort gehalten und sie geheiratet, aber er mußte der Kunst entsagen und sich dem Kunstgewerbe zuwenden, um rasch zu verdienen und eine Familie ernähren zu können.

„Mein armer Gustav hat mir seine ganze künstlerische Laufbahn zum Opfer gebracht.“ Sie war so heiter gewesen, jetzt seufzte sie, erhob sich und stellte die Tassen zusammen. Er nahm das Brett und trug es hinaus in die Küche.

Niemals vorher hatte sie so viel und so vertraulich mit ihm gesprochen, und niemals in seinem Leben war er so stolz und glücklich gewesen. Er war gewachsen in seinen eignen Augen. Nicht mit Worten wollte er ihr danken, er träumte von Thaten, von außerordentlichen, die er verrichten wollte, um sie zu erfreuen und sich ihres Vertrauens würdig zu machen. Einstweilen wusch er in der Küche die Tassen ab, und brachte schnell alles in Ordnung.

(Fortsetzung folgt.)

Dividenden-Muse.

Auch die Kunst muß endlich umkehren, wie der Leitartikel und die politische Notiz. Es geht nicht ferner an, daß deutsche Staatsbürger die ihnen verliehene Fähigkeit, Verse und Reime ordnungsmäßig herzustellen, dazu mißbrauchen, um die heiligsten Güter der Nation mit frecher Hand anzutasten. Das Gleiche hat auch von den Profapoeten zu gelten, den Romanschreibern und den Romellisten. Es ist wirklich ein trauriger Unfug und ein gemeingefährlicher Ausnahmezustand, daß es immer noch möglich ist, zu erleben, wie

sich Verleger und Käufer finden, die vollkommenen Subjekten, die sich Dichter nennen, ermöglichen, von jenem Unrat zu leben. Auf dem Gebiete der politisch-socialen Meinungsäußerung kann dergleichen nicht mehr vorkommen. Da halten Scherl und Woske, der Kommerzienrat und der Landrat strenge Ordnung. Auch ist zuzugeben, daß die Dichtkunst schon jetzt nicht ganz fessellos sich erschrecken kann. Dafür sorgt der gebildete Geschmack des lauffähigen Publikums, das sicher keine Bücher kauft, die seine tiefsten Empfindungen verletzen. Es muß auch zugegeben werden, daß die große Mehrzahl unserer kunstliefernden Mitbürger verständlich genug ist, um mit dem ihnen von Gott verliehenen Pfund in staatsershaltender Weise zu wuchern.

Indessen es giebt eben auch Ausnahmen, nicht gar seltene Ausnahmen. Diese Menschen fühlen sich unter Berufung auf den ungestümen Drang ihres Gefühls und ihrer sogenannten Ueberzeugung berufen, in Vers und Prosa den Umsturz zu fördern, und indem sie an die niedrigsten Instinkte appellieren, in zwar läppischer, aber nichts desto weniger verderblicher Art selbst die Grundlagen unsrer Kultur anzutasten: das Kapital und das Unternehmertum, von den Angriffen auf Monarchie, Thron und Armee zu schweigen.

Wie ist diesem grassierenden Uebel zu steuern?

Gegen den militärischen Skandalroman hat man in Armeekreisen bereits zur Selbsthilfe gegriffen. Eine Anzahl febertüchtiger Offiziere sind zur Herstellung von Militärromanen befohlen worden, in denen dem Publikum gegenüber den Infamien der Wisse und Wadwissin an der Hand der Wahrheit gezeigt werden soll, wie ein deutscher Offizier wirklich lebt. Man wird da nichts von Ehrenscheinen, Ehebrüchen, Verschönerungen, Geldheiraten, Spiel und Trunk lesen, wohl aber von Sparsamkeit, Demut, Frömmigkeit, Enthaltensamkeit und Entsaugung.

Ganz besonders schlimm aber ist die Seuche der socialen Anklagelitteratur. Wenn auch die Armeleute-Kunst Gott sei Dank ziemlich abgewirtschaftet hat, so kommt es noch immer vor, daß gewissenlose Burschen die Kunst zur Verleumdung der Arbeitgeber und zur Verherrlichung der Arbeiter erniedrigen.

Es ist ein Verdienst des Arbeitgeberbundes, daß er auch diese Schattenseite der modernen Kultur in Angriff genommen hat und ernstlich daran geht, das Unwesen der socialen Litteratur und bildenden Kunst auszurotten. Der Sänger muß nicht nur mit dem König, sondern auch in noch höherem Maße mit dem Unternehmer gehen, und die Muse, die zur Kunst begeistert, darf nie vergessen, daß sie von dem Ertrag der Dividenden des Unternehmertums existiert. Wird durch solche schmutzige Litteratur einerseits die Faulheit und Widergesichtigkeit der Arbeiter gesteigert, andererseits die Freudigkeit der Unternehmungslust der Kapitalisten vermindert, so rächt sich dieser Verlust an nationaler Arbeit schließlich auch an der Muse, die ihre Existenzfähigkeit und Existenzberechtigung durch ihre eigne Schuld damit verlieren würde.

In einer lehrreichen Abhandlung der „Deutschen Industrie-Zeitung“ hat unlängst Herr Steinmann Bücher, der berufene Aesthetiker des Centralverbandes der Industriellen und des Arbeitgeberbundes, den Finger auf die offene Wunde gelegt, indem er in einer Betrachtung über „socialpolitische Verse“ der erschreckten Welt zeigte, wie weit bereits die Pest dieser Afterkunst vorgedrungen.

Es ergibt sich, daß auch die bereits vor dem Aufkommen der Socialdemokratie gestorbenen Dichter leicht für den Umsturz mißbraucht werden können. Da hatte in seinem letzten Mai-Artikel der „Vorwärts“ offenbar wider besseres Wissen behauptet, daß im Proletariat der prometheische Gedanke lebe, und der dreiste, von Arbeitergroßken gemästete Schreiber ließ die Arbeiter gegen ihre Arbeitgeber folgende Heßverse sprechen:

Mußt mir meine Erde
Doch lassen stehn,
Und meine Hütte, die Du nicht gebaut,
Und meinen Herd,
Um dessen Glut
Du mich beneidest.

Weil der Verfasser dieser aufreizenden Verse, Goethe, doch immerhin es bis zum Minister gebracht hat, versucht Herr Steinmann Bücher den verführten Dichter aus den Klauen der Socialdemokratie zu retten. „Es ist eine Unwahrheit, daß der moderne Kapitalismus die Hütte des Arbeiters nicht gebaut hat. Er hat sie thatsächlich gebaut, und dabei ist die Hütte des Arbeiters in den allermeisten Fällen ein ganz wohlliches Haus. Und es ist eine ebenso große Unwahrheit, daß der Kapitalismus den Arbeiter um die Glut seines Herdes beneidet. Ganz und gar nicht! Im Gegenteil, die vielgeschmähten Zeichen verabreichen ihren Arbeitern das Brennmaterial sogar zu besonders günstigen Bedingungen.“

Nun hatte freilich der „Vorwärts“ wohl nicht gemeint, daß der Grubenbaron den Bergarbeiter darum beneidet, daß er ein paar Preßhohlen in den Ofen steckt, er hatte vielmehr augenscheinlich an die Glut des proletarischen Idealismus, an die trotzige Kraft der Weltanschauung, an das fähne Empörertum gedacht, worin den Arbeitern die engen und gierigen Profitseelen der Ausbeutung nicht nachzukommen vermögen. Immerhin ist die Vermutung Steinmann-Büchers anzuerkennen, Goethe zu retten. Nur rettet er ihn so stark, daß er ihn wieder in Grund und Boden vernichtet. Prometheus soll nämlich das menschliche Unternehmertum verlorpern. Da aber dieser griechische Halbgoth im Goethes Sturmhymne die Götter lästert, so wird der Prometheus-Kapitalist ver-

dächtigt, er sei genau so gottlos und religionsfeindlich wie die Socialdemokratie ist. Bedenkt man gar, daß derselbe Prometheus seiner Zeit das Brennmaterial gestohlen hat, so wird das deutsche Unternehmertum mit Entrüstung den Vergleich mit Goethes Helden ablehnen.

Richard Dehmels „Maiseierlied“, das der „Vorwärts“ brachte, „ist ein Heflied zu Gunsten der Kürzung der Arbeitszeit und unwahr von Anfang bis zum Ende“. Schon heute habe das Volk „alle Tage ein paar Stunden zur Freude frei,“ und es sei daher erlogen, wenn man diesen bestehenden Zustand erst in die Zukunft verlege.

Weiterhin wendet sich die Kritik Steinmann-Buchers gegen ein „Kladderadatsch“-Lied über das Zechenlegen. Er hat die Niederträchtigkeit begangen, nicht das Kohlenyndikat, sondern die von Haus und Hof verjagten Arbeiter zu hemitleiden, anstatt, wie es sich ziemte, die Aufklärungen aus Fachkreisen über die Ursachen der Stilllegung der Zechen künstlerisch zu gestalten. Nicht minder bössartig sei ein Gedicht der „Jugend“ über den gleichen Gegenstand. „Die Staatsgewalt läßt sich ja durch solche schwachblütige und unwissende Poeten nicht aufreizen; aber die Urteilslosen, deren geistige Nahrung die politische Tendenzpresse und diese geistesarmen Witzblätter sind, die Raiven, die am Wiertisch über Dinge sprechen, die sie nicht kennen, die geistig Unmündigen, die die sogenannte öffentliche Meinung sein wollen, die aber auch in der That Wähler sind, sie werden durch solche falsche Erziehungsmittel irreführt. Solche Dichtereien haben mit der Wahrheit, haben auch mit den übrigen menschlichen Idealen nichts zu thun, sie sind im entschuldigbarsten Falle unreife Erzeugnisse, in den meisten Fällen aber dienen sie bedenklicher Tendenz, fälschen die Thatfachen und schmeicheln sich abschließlich durch die sentimentale Färbung bei den naiven Lesern ein.“

Herr Steinmann-Bucher ist aber augenscheinlich nicht dieser und jener, sondern scheint auch der Leibkritiker des Grafen Witow zu sein; denn ganz in seinem Geiste zürnte neulich der Reichskanzler über die Nachlosigkeit der Witzblätter, die schamlos genug seien, über Väterchens Niederlagen nicht blutige Thränen zu vergießen.

Und was ist zu thun?

Zunächst muß die Steinmann-Buchersche Methode der Kritik überall angewendet werden. Wie schlagend war der Nachweis, daß die Unternehmer den Arbeitern nicht die Blut ihres Herdes neiden können, weil sie ihnen ja sogar Brennmaterial zu ermäßigten Preisen zur Verfügung stellen! Man muß allen Poeten alle Lügen unbarmherzig nachweisen. Man muß z. B. die ganze Gemeinheit des Goetheschen Wortes aufdecken, daß die Gesellschaft den Armen schuldig werden lasse, um ihn dann der Pein zu überlassen, während doch in Wahrheit die Gesellschaft sich alle Mühe giebt, die Menschen von Schuld und Frevel abzuhalten, und wenn sie dennoch fehlen, sie dann nicht der Pein überläßt, sondern sie bei guter Kost in warmen Gefängnisstuben liebevoll unterbringt.

Mit der Kritik gehe die positive Schöpfung Hand in Hand. Es ist von Staatswegen alle ordnungsfeindliche Litteratur zu verbieten und die bereits existierenden Produkte dieser Art sind angemessen umzuändern. So hat Gerhart Hauptmann seine „Weber“ dahin zu reinigen, daß die Unternehmer die großherzigen Helden, Opfer einer blinden Volkswut werden, die bloß dafür leiden müssen, weil sie allzu hohe Löhne gezahlt haben. Auch der „Tell“ muß unbedingt derart reformiert werden, daß nicht der Anarchist und Meuchelmörder, sondern der Geßler glorifiziert wird.

Ist ein Verbot aller Kunstwerke, die gegen die Satzungen des Arbeitgeberbundes, des Kohlenyndikats und ähnlicher Organisationen verstoßen, nicht sogleich zu erzielen, so ist es eine der schönsten Aufgaben unsres Unternehmertums, eine staatserkhaltende Kunst direkt zu unterstützen. Durch Ankauf privater Buchverleger und Theater kann verhindert werden, daß revolutionäre Erzeugnisse auf den Markt bringen, und zugleich können eine große Anzahl Dichter, Maler, Bildhauer und Musiker unterhalten werden, die sich verpflichten, im Sinne des Arbeitgeberbundes zu schreiben, malen, meißeln und zu komponieren. Statt des Arbeiterkultus muß endlich der Unternehmer in der Kunst zu seinem Recht gelangen. Gibt es denn etwas Erhabeneres als etwa ein Syndikat, eine Aussperrung, eine Bankfuktion staatserkhaltend zu verherrlichen? Sollten schließlich noch die Hohenzollern einige Denkmalsplätze in Berlin freilassen, so empfiehlt es sich, die Stadt mit marmornen Herrenhäuslern, Kommerzienräten, Bankdirektoren usw. auszumöblieren.

Ist alles dies erreicht, so wird der künftige Historiker seine Betrachtungen über die von der Dividenden-Waue befruchtete Höhenluft des zwanzigsten Jahrhunderts in die Worte zusammenfassen können: „Der Schlüssel dieser Kunst liegt in den Geheimbüchern der Banken, Industriebureaus und Syndikatscentralen.“ — Joo.

Kleines feuilleton.

y. Helligkeitsmessungen. Den neuen Berliner Schulbauten ist teils in der Vorwurf gemacht worden, bei ihrer Erbauung sei zu wenig Rücksicht auf den Zutuß natürlichen Lichtes in die Klassenzimmer genommen worden. Ohne auf die Berechtigung oder Nichtberechtigung dieser Behauptung einzugehen, sei nur bemerkt, daß in den Berliner Volksschulen die Lichtmessungen auf das peinlichste mit Hilfe eines ausgezeichneten Lichtmeßapparates, des sogenannten

Wingenschen Helligkeitsprüfers, vorgenommen werden. Es dürfte daher interessant sein, zu erfahren, in welcher Weise man überhaupt mit Hilfe von Lichtmeßapparaten die Helligkeitsverhältnisse eines Raumes feststellen kann. Bevor wir im folgenden auf die Vorrichtungen für derartige Lichtmessungen eingehen, ist es notwendig, zwei Maßeinheiten des Lichtmeßwesens zu erläutern. Man legt dem Messen einer Lichtquelle als Einheit die Normalkerze zu Grunde und hat hierfür die Abkürzung NK eingeführt. Diese Lichteinheit wird durch die Helligkeit einer von Gefner konstruiereten kleinen Amalgatlampe gewonnen. Unter einer Meterkerze (Abkürzung MK) versteht man die von Professor Weber festgelegte Einheit, die der Helligkeit entspricht, mit der eine Fläche von einer Normalkerze in 1 Meter Entfernung beleuchtet wird.

Vor etwa zwanzig Jahren hat Professor Cohn festgestellt, daß ein Arbeitsplatz nur dann als gut beleuchtet betrachtet werden kann, wenn seine Helligkeit groß genug ist, um dem Lichte zu entsprechen, welches 50 Normalkerzen in 1 Meter Entfernung senkrecht auf den Platz werfen. Plätze, die weniger als 10 Meterkerzen Helligkeit haben, gelten als schlecht beleuchtet. Um diese Maße richtig zu würdigen, muß man berücksichtigen, daß die Lichtverhältnisse durch die Schwankungen der Helligkeit der natürlichen Beleuchtung oft wesentlich verschlechtert werden, was besonders bei trübem Wetter deutlich in die Erscheinung tritt. Durch die Festlegung einer Helligkeit von 10 bis 50 Meterkerzen pro Arbeitsplatz ist nun die Konstruktion praktischer Photometer für diese Zwecke insofern vereinfacht worden, als die Vorrichtungen nur für diesen Meßbereich gebaut zu werden brauchen.

Durch den einleitend erwähnten neuen Photometer, der vom Baurat Wingen konstruiert ist, kann man jetzt schnell und einfach ohne Berechnungen feststellen, ob die Lichtverhältnisse eines Platzes die im hygienischen Interesse für die Augen erforderliche Größe besitzen. Dieser Apparat hat die Größe einer Cigarrenkiste und besitzt im Innern eine regulierbare Benzolampe. Auf einem Glasfensterchen ist eine Marke vorgezeichnet, während auf einer weißen Tafel auf der gegenüberliegenden Wand die Stala zur Ableseung von 10 bis 50 Meterkerzen angeordnet ist. Im Innern des Kastens ist ein weißer Karton angebracht, der von der Flamme beleuchtet wird. Außerhalb des Kastens ist ebenfalls ein Karton vorgezeichnet, der dem inneren gleicht. Diese Kartonsfläche wird nun auf den Platz gebracht, dessen Beleuchtung festgestellt werden soll. Jetzt beleuchtet den äußeren Karton das darauf fallende Tageslicht und man kann nun mit Hilfe des am Apparat befindlichen Beobachtungsrohres die Helligkeit innerhalb der Grenzen von 10 bis 50 Meterkerzen bequem ablesen. Das Arbeiten mit diesem Photometer ist so leicht, daß man damit in wenigen Minuten die Lichtverhältnisse aller Plätze eines Schulzimmers oder eines Arbeitsraumes feststellen kann. Der Augenarzt Prof. Cohn hält diesen Lichtmeßer nicht mit Unrecht für so wichtig, daß er ihm die Verbreitung des Zimmerthermometers wünscht.

Bei praktischen Messungen der Helligkeitsverhältnisse von Schulzimmern sind oft überraschende Thatfachen festgestellt worden. So wurde z. B. in einem Schulzimmer mit zureichenden Lichtöffnungen auf den meisten Plätzen eine ungenügende Beleuchtung ermittelt. Nicht vor den Fenstern standen nämlich einige prächtige Bäume, die mit ihrem reichen Laube das Schulzimmer total verdunkelten, und es kostete einen ziemlichen Kampf, bis man sich im Interesse ausreichender Beleuchtung zur Beseitigung dieser für die Augen der Schüler geradezu gefährlichen Bäume verstand. In einem andern Falle machte ein mit Wein und Epheu umranktes Schulgebäude allerdings einen recht idyllischen Eindruck, hatte aber so schlechte Lichtverhältnisse, daß der Hygieniker die Entfernung des die Fenster überschattenden Laubes zur Schaffung genügenden Lichtes durchsehen mußte. —

— Das „Grenzenschlagen“ in England. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus London geschrieben: Das „Schlagen der Grenzen“ ist ein alter historischer Brauch, der alljährlich in der City von London und in manchen andren Städten Englands in der Weise vorgenommen wird, daß man die Grenzpfähle oder Grenzmauern einer Stadt oder eines Stadtbezirktes mit Nuten schlägt, um damit zu bekunden, daß das betreffende Stadtgebiet wirklich im Besitz der Stadt sei, die die Prozedur ausführen läßt. In der City von London wird der Brauch von Knaben ausgeführt, die lange Nuten tragen; Beamte des Stadtbezirktes unter Beisein des Gemeindedieners in Galauniform weisen die zu schlagenden Grenzen an. Man wählt hier Knaben, weil diese leichter in Winkel oder Backöfen und dergleichen kriechen können, in denen bisweilen die wirkliche Grenze schwer erreichbar versteckt liegt.

In der Heinen Stadt Dunstable in Bedfordshire wird das „Grenzenschlagen“ auf ebenso originelle wie wirksame Weise dadurch ausgeführt, daß man den Bürgermeister, die Aldermänner und die Gemeinderäte an Händen und Füßen packt und dann mit der Rückseite des unteren Körpers gegen die verschiedenen Grenzpfähle stößt. Nicht überall in der Welt würden Bürgermeister und Stadthalter mit dieser Form der Neubestimmung der Rechte und Freiheiten ihrer Stadt einverstanden sein, in Dunstable aber wird dieser Brauch zu einem städtischen Fest gemacht, das mit einem Gottesdienste in der alten gotischen, aus der Normannenzeit stammenden Kirche eingeleitet wird und an dem dann auch die Geistlichkeit teilnimmt. Daß der jetzt amtierende Bürgermeister eine große, stattliche Figur hat, erhöhte den Spaß der Zuschauer, als mit der Rückseite des Gemeindevorhauptes der erste Grenzpfahl bestoßen

Wurde; die Aldermänner und Gemeinderäte kamen dann je nach ihrer Größe und ihrem Gewicht an die Reihe. Auch die Geistlichkeit und der Stadtschreiber mußten ihre Körper für die historische Prozedur zeitweilig herleihen. Dann kamen auch Einwohner der Stadt an die Reihe, einige flüchteten vorwegens auf ihre eignen Grundstücke, und auch von auswärts zugereiste Zuschauer wurden, obwohl sie sich mit Händen und Füßen wehrten, ergriffen und gegen irgend einen Grenzpfahl gestosfen, bis sie das Wort „Bier!“ ausriefen. Die Teilnehmer an der Ceremonie hatten bisweilen noch Extra-Schwierigkeiten zu überwinden. An einer Grenzstelle mußte ein Reich durchwaten werden und an einer weiteren lief die Grenze durch ein Gehöft und den Jaun; die Gebäude, die zu übersteigen waren, hatte der betreffende Eigentümer ganz frisch mit Teer bestrichen. Aber übersteigen wurden sie doch und der Eigentümer mußte dann auch an der Ceremonie entsprechend teilnehmen. Die ganze Prozedur wurde auf halbem Wege durch freie Bewirtung mit Brot, Käse und Bier unterbrochen, nachdem der auf Grund einer alten Urkunde zum städtischen Bierkofter bestellte Alderman das Bier unter allgemeiner Spannung geprüft und dann für trinkbar erklärt hatte. Ein allgemeines Festessen am Abend beendete die historische Feier. —

— Die sprechende Thür. In der „Wiener Abendpost“ plaudert Paul v. Schönthan von einer neuen Reklame, die Berlin zuerst beglücken soll. Angeblich habe das Patentamt bereits dem neuen Reklameverfahren seinen Schutz verliehen: Dem neuesten, lönnenden Reklamemittel liegt der Phonograph zu Grunde, der über der Thür angebracht ist und bei deren Benützung in Aktion tritt. Der Apparat enthält eine Walze, auf welche die Worte der Empfehlung gesprochen werden, ein kurzer Hinweis auf irgend einen Artikel, also ein sprechendes Inserat für Seifen, Mundwasser, Verbänden, Hofenträger, Sekt, Katalo, Chokolade, photographische Apparate, Ernährungsmittel, Schreibmaschinen und alles, was sonst mit etwas Tam-Tam vertrieben wird. Man öffnet die Thür, und a tempo ertönt es über uns: „Dentolin ist das Beste für die Zähne“ oder „Glanzolin verwandelt jeden Schuh in einen Spiegel“ oder „Benützen Sie nur die Schreibmaschine Rapid“ oder „Koffäppchen-Sekt ist ohne Konkurrenz“ usw. Derartige automatische Zurufe wären dann die Willkommengrüße, die uns beim Betreten eines Cafés, des Lesesaales eines Hotels, des Friseurladens usw. entgegenhalten. Der Patent-Inhaber will alle öffentlich benützten Thüren, selbst diejenigen, die man fast als „geheime“ bezeichnen könnte, zum Sprechen bringen und seiner Reklame-Idee dienstbar machen. Ein geringes Maß von vorausschauender Phantasie genügt, um sich schon jetzt Klar zu machen, daß die Folgen, die da zu gewärtigen sind, nicht unterschätzt werden dürfen; die sprechende Thür wird das mit nervösmachenden Geräuschen, mit Reibungen, Schwierigkeiten und Verdruf ohnedies hinreichend ausgestattete Leben noch schwerer machen. Die Menschheit wird, sofern sie Thüren benützt, schwer zu leiden haben. Man sucht seinen Barbier auf: „Trinken Sie Rheinischen Extra-Sekt!“, man geht ins Bad und betritt seine Kabine: „Trinken Sie Extra-Sekt!“, man begiebt sich in das Restaurant: „Trinken Sie Extra-Sekt!“, im Café derselbe automatische Anruf, vom Morgen bis zum Abend; vielleicht auch noch, wenn man in eine Theaterloge tritt, wenn man den Schlag eines Wagens, mit dem man nach Hause fahren will, öffnet. . . .

Aus dem Tierleben.

— Spaken-Solidarität. Bei einem Morgenspaziergang hatte ich, so schreibt ein Leser der „Straßburger Post“, zwei junge gelbschnäbelige Spaken gefangen, die sich vom Nest freigemacht hatten. Da die Tierchen zweifellos zu Grunde gegangen wären, nahm ich sie mit und hing sie in einem alten Käfig vor das Fenster. Schon wenige Minuten später erschienen die Alten, obwohl meine Wohnung durch etwa anderthalb Kilometer Straßenzüge von der Fundstätte entfernt ist, und begannen zu locken. Gleichzeitig sammelte sich das Spakengeschlecht der ganzen Umgegend auf einem gegenüberliegenden Baum. Der Herr Vater der zwei eingesponnenen Sprößlinge nahm einen vorgehobenen Beobachtungsposten ein, von wo er die übrige Gesellschaft von meiner jeweiligen Annäherung benachrichtigte. Die betrubte Mama wagte nicht. Sie trug den nimmersatten Schreibhalsen mit rührendem Mut und ohne eine Viertelstunde zu ermüden, den ganzen Tag Futter zu. Dieses Futter schaffte aber die ganze übrige Sperlingsgemeinde herbei: alle Augenblicke erschien eines der grauföpfigen Weibchen oder eines der dicken Männchen mit der schwarzen Strampatte und brachte einen Schnabel voll nahrhafter Dinge. Unweit des Käfigs, an einem Mauervorsprung, wo sie vor mir völlig sicher waren, setzten sie sich nieder, und dort nahm ihnen die Sperlingsmutter den Probiant ab, um ihn rasch einem der hungrigen Burschen in den aus dem Käfig herausgesperrten Schnabel zu stopfen. Die Mutter konnte sich, dank ihrer genossenschaftlichen Hilfe, damit begnügen, den ganzen Tag nur den drei Meter langen Weg zwischen dem Mauervorsprung und dem Käfig zu machen, nur zuweilen von ihrem Ehemann abgelöst. Das zugetragene Futter bestand ausschließlich in Insekten, besonders den schwarzen Köcherfliegen. Auch am nächsten Tag wurden die verteilten Rollen in Dienste der Nächstenliebe von meiner Spakengemeinde in aller Frühe mit gleicher Umgebung ausgefüllt und das Verprobiantengeschäft trotz des frömenden Regens den ganzen Tag unermülich fortgesetzt. Da mich ein nachmittags vorgenommener Versuch im Zimmer überzeugte, daß die jungen Burschen jetzt etwas besser schwirren konnten, machte ich dem Idyll ein Ende und trug meine Gefangenen in den gegen-

überliegenden Garten, wo ich ihnen freien Abzug mit klingendem Spiel gewährte, d. h. das letztere besorgte die auf allen umliegenden Bäumen eingefallene Gesellschaft der Alten, die mit jubelndem Gezwitscher die Befreiten in ihre Mitte nahm. —

Humoristisches.

— Uebertriebene Angst. Professor (der mit seiner Frau in der Sommerfrische ist, vor dem Schlafengehen): „Aber Amalie, wie kannst Du mein Gebiß direkt in den Zug ans offene Fenster legen! . . . Bedenke doch, wie leicht könnte ich da Zahnschmerzen bekommen!“
 — Eine pietätvolle Witwe. . . . Wünschen Sie nicht auf dem Grabstein etwas angebracht, das den Charakter Ihres seeligen Mannes besonders kennzeichnet?“
 „Wenn's nicht gar zu viel kostet, dann machen S' halt a Schweinschapel mit Gurkensalat d'rauf — dö's hat er am liebsten gegessen!“
 — Auch ein Spelulant. Lehrling: „Soll ich bei der Rechnung für die Frau Müller schreiben: „wohlgeboren“ oder „hochwohlgeboren“? . . . Die Reparatur macht 3 Mark 50!“
 Prinzipal: „Schreiben Sie „hochwohlgeboren“ und rechnen Sie 4 Mark!“
 („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Ein neuer Heijermans „Kettenglieder“ wird eine der ersten Novitäten des Deutschen Theaters in der kommenden Saison sein. —
 — Zwei in Veran wenig bekannte Nestrochische Poffen „Zuehener Erd“ und im ersten Stod“ und „Der Zerrißene“ werden zu Beginn der nächsten Spielzeit im Neuen Theater in Scene gehen. —
 — Der 4000 Frank-Preis der Pariser Akademie für das beste französische Stück, den erst Octave Mirbeau für sein Drama „Geschäft ist Geschäft“ erhalten sollte, gelangt diesmal nicht zur Verteilung. —
 — Der Tiroler Künstlerbund wird vom 15. Juni bis zum 1. Oktober seine erste Ausstellung in Innsbruck veranstalten. —
 — Ein internationaler Freidenkerkongreß wird vom 20. bis 23. September in Rom tagen. —
 — Ueber Muskelbewegung und Vermehrung der Blutkörperchen hat der amerikanische Physiologe P. W. Hawl eine lange Reihe von Untersuchungen angestellt. Es ergab sich, schreibt die „Kölnische Zeitung“, daß durch starke Muskelübungen, wie Laufen, Radfahren, Schwimmen, Reiten, die Zahl der roten Blutkörperchen sich erheblich vermehrt wird, und zwar am meisten durch Schwimmen, während kurzer Zeitdauer, während bei längerer Thätigkeit die Zunahme sinkt. Längeres Schwimmen vermehrte dagegen die Anzahl der weißen Blutkörperchen bis zu 73 Proz. Die Vermehrung der roten Blutkörperchen vollzieht sich wahrscheinlich dadurch, daß eine Anzahl derselben, die sonst passiv in verschiedenen Organen lagerten, durch die Bewegung in die Blutbahn gebracht wurden. Die Zunahme der weißen Blutkörperchen ist dagegen nur scheinbar, sofern sie auf einer bloßen Ansammlung im peripherischen Gefäßsystem beruht. —
 c. Das Salzen der Kinder. In manchen Gegenden Europas und Asiens hält man noch heute an dem äußerst merkwürdigen Brauch fest, neugeborene Kinder zu salzen. Die Methode wechselt, wie eine englische Zeitschrift schreibt, bei den verschiedenen Völkern. Die Armenier bedecken die ganze Haut des Kindes mit einem sehr feinen Salz. Dieses Salz läßt man drei Stunden oder noch länger auf dem Körper des Kindes und wäscht es dann mit warmem Wasser ab. Ein Volkstamm in Kleinasien ist noch grausamer als die Armenier. Dort bleiben die Neugeborenen 24 Stunden mit Salz bedeckt. Auch die modernen Griechen besprengen ihre Kinder mit Salz. Die Mütter glauben, daß die Kinder durch diese Anwendung von Salz Gesundheit und Kraft bekommen, und daß die bösen Geister von ihnen ferngehalten werden. —
 — Ein gewaltiges Wasserwerk, das nicht weniger als 50 000 Pferdebkräfte liefern soll, wird durch die Anbohrung des Silfersees im Oberengadin entstehen. —
 st. Reis-Kommißbrot. Eine Frankfurter Gesellschaft bringt neuerdings Reis-Kommißbrot auf den Markt. Das Verfahren zur Herstellung dieses Brotes, das sich durch größere Haltbarkeit, leichtere Verdaulichkeit und billigeren Herstellungspreis vor bekannten Broten auszeichnen soll, besteht darin, daß zur Herstellung des Brotteiges grob gefäroteter Reis zugelegt wird und zwar bis zu 10 Proz. des zu verwendenden Mehles. Der Reis wird zum Kochen erhitzt, das erste Wasser abgegossen, darauf mit frischem Wasser fertig gekocht. Dann wird ein Sauerteig gebildet, der aus einem Kilogramm gewöhnlichen und 15 Proz. eines aus einem Korn hergestellten Mehles, von dem nur die äußere Rinde entfernt wurde, besteht und mit circa 1 Liter 30gradigen Wassers zu einem Teig geknetet wurde. Dieser Teig bleibt vier Stunden zum Gären stehen und wird dann mit zehn Kilogramm Roggenmehl angefeht. Die so gewonnene Teigmenge bleibt wieder etwa vier Stunden stehen, bis sie gärt, und wird dann mit dem etwas gefalzener, fertig gekochten Reis unter Zusatz von 7 Kilogramm unbearbeitetem Roggenmehl zu einem festen Teig geknetet, gefornet und in bekannter Weise gebaden. —